



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

T., G.: Die Irrfahrt des Ballons "la Ville d'Orléans."

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Während die letzten Nachrichten, welche über Cuba und Madrid eingingen, weniger beunruhigend waren, brachten andere über New-York die Mittheilung, daß der Congreß nicht mehr so folgsam sei, wie früher, und daß die Regierung nur auf die Armee rechnen könne. Mehrere der Staaten sind bereits von ihr abgefallen. General Galban erhob sich in Puebla mit der unter seinen Befehlen stehenden Cavallerie, und General Kempfer erklärte sich mit der seinigen für Diaz. Porfirio Diaz selbst stand in Daxaca an der Spitze einer bedeutenden Armee, gegen welche der General Alatorre gesandt wurde. Die Staaten Aguascalientes, Durango, Zacatecas, Coahuila erklärten sich zu Gunsten der Revolutionäre; in mehreren Staaten resignirten die Gouverneure. Die oppositionellen Blätter behaupteten, in der Armee herrsche große Unzufriedenheit, und viele Generale und Obersten hätten sich mit ihren Soldaten der Revolution angeschlossen. Der Schatz sei bankerott, und das Volk selbst fange an, die Revolutionäre zu unterstützen. Juarez werde sich auch nicht behaupten können. Besonders seine Schwiegersöhne wurden heftig angeklagt, einer derselben, Delfin Sanchez, wurde sogar verhaftet. Negrete weilte in Puebla, wo er eine Armee organisirte; General Quiroga, ehemaliger Anhänger Maximilians, schloß sich den Auführern an und commandirte am Rio Grande; ebenso General Cortina, welcher sich mit seinen Truppen Matamoros näherte.

Nach allen diesen Nachrichten stand die Sache der Regierung sehr bedenklich und man befürchtete, daß bis Neujahr eine Aenderung der Regierung erwartet werden könne. Die Feinde derselben verbreiteten dazu noch allgemein, das Land sei noch niemals in solch ungeordneten Verhältnissen gewesen. Ob hier ein geheimer Einfluß aus der Union mitwirken mochte, ließ sich nach dem Vorangegangenen wohl vermuthen, aber bis jetzt nicht feststellen; ebenso ist nicht unmöglich, daß auch die Geistlichkeit, welche dem Präsidenten nichts weniger als zugethan ist, ihre Hand im Spiele hat. Es ist aber kaum wahrscheinlich, daß sie, mag kommen was da will, dort ihre Zwecke jemals erreichen wird.

Die Irrfahrt des Ballons „la Ville d'Orléans.“*)

Von allen jenen zahlreichen Luftballons, deren die Pariser sich während der Blokade durch die Deutschen im letzten Kriege als Postcouriere bedient haben, hat wohl keiner merkwürdigere Schicksale gehabt, als der Ballon „la Ville d'Orléans.“

*) Nach Berichten der „Gironde.“

Es war um die Zeit, als General Trochu, Oberbefehlshaber der Pariser Besatzung, jene verzweifeltsten Kämpfe vorbereitete, welche nach dem Mißlingen des Versuchs einer Verbindung mit d'Aurelles de Paladine den Zweck hatten, die deutschen Stellungen im Westen und Nordosten von Paris zu durchbrechen und eine Vereinigung mit Chancy's und Kératry's Truppen, die von Westen, von Dreux und weiter südlich von Chartres heranrückten, zu erzielen, Pläne, welche bekanntlich von der Armeedivision des Großherzogs von Mecklenburg, der 17. Division und unserm braven dritten und zehnten Corps vereitelt wurden.

Trochu hatte wichtige Depeschen an Gambetta und die Regierungsdelegation in Tours abzusenden; es wurde dazu der 2300 Kubikmeter große Ballon „la Ville d'Orléans“ mit dem Luftschiffer Paul Rolier ausersehen; als Depeschencourier machte ein Franc-Tireur aus dem Seinedepartement die Fahrt mit.

Die Reisenden bestiegen am 24. November 1870 auf dem Pariser Nordbahnhofe den Nachen des Ballons, der außerdem 250 Kilogramm Privatdepeschen und einen Käftig mit sechs Briestauben trug, welche dazu bestimmt waren, Nachrichten von der Ueberkunft des Ballons nach Paris zu bringen. Die Abfahrt erfolgte 11 Uhr 40 Minuten Abends bei dunkler Nacht, um der Gefahr zu entgehen, welche von den feindlichen Kugeln den Ballons drohte. Eine mäßige Brise aus Süd-Süd-Ost führte den Ballon, der sich bis auf 800 Meter Höhe erhoben hatte, in der Richtung Nord-Nord-West über die Departements Seine und Oise der Somme zu. Um Mitternacht fing der Ballon an zu sinken, weshalb zwei Säcke Ballast ausgeworfen werden mußten, in Folge dessen die Höhe von 1400, später 2700 Meter erreicht wurde. Tief unten dröhnten Kanonenschüsse von den Truppen der Nordarmee her; aber in dieser erhabenen Region waren die Reisenden der Erde entrückt und fühlten jene unbeschreibliche Seelenruhe, welche der Anblick des „Unermeßlichen“ erzeugt.

Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr früh, als der Ballon etwa bei St. Valery-sur-Somme sich befand, lagerte sich dicker Nebel unter der Gondel und entzog den Luftschiffern die Aussicht nach unten vollständig; ein dumpfes Geräusch, ähnlich demjenigen, welches ein in vollem Laufe befindlicher Eisenbahnzug hören läßt, drang hinauf und brachte die Reisenden auf den Gedanken, sie befänden sich über einer Eisenbahnroute. Allein das Geräusch dauerte bis zu Tagesanbruch fort und fing an, beunruhigend zu wirken.

Um 6 $\frac{1}{4}$ Uhr Morgens gestattete endlich das Tagesgrauen einen weiteren Fernblick. Der Ballon war bis zu 1400 Meter Höhe gesunken; am Horizont erscheinen nicht mehr die Linien des heimatlichen Bodens; furchtbare Entdeckung: es ist das Meer, welches unten grollend seine Wogen rollt. Vor-

wärts und rückwärts der Ocean! Das war also die Ursache jenes dumpfen Getöses in der Nacht gewesen. Welch eine Lage! Beraubt aller Instrumente zu genaueren Ortsbestimmungen, entblößt von Lebensmitteln, in ungenügender Kleidung, bestürzt und niedergebeugt, vermochten die Luftschiffer nicht das Mindeste zu thun, um den schrecklichen Lauf des Ballons nach Norden zu hemmen. In Verzweiflung bereiteten sie eine Depesche nach Frankreich vor, des Inhalts: „6½ Uhr Morgens, auf offener See, keine Küste weit und breit, Gott sei uns gnädig!“ und entschlossen sich, dies letzte Lebenswohl einer der treuen Briestauben anzuvertrauen, welche traurig in ihrem Käfig saßen; allein die Dichtigkeit des Nebels, welcher von Minute zu Minute sich vermehrte, nöthigte sie, von der Ausführung ihrer Absicht Abstand zu nehmen.

Es ist 11 Uhr Vormittags. Tief unter ihnen passiren zahlreiche Segel, aber vergeblich sind alle Signale, alles verzweifelte Rufen der Luftschiffer; entweder hat man den Ballon nicht wahrgenommen, oder die gräßliche Schnelligkeit, mit welcher er durch die unendlich scheinenden Wogen der Atmosphäre fortgerissen wird, verhindert jeden Versuch, ihm Hülfe zu bereiten. Auch das Herabsteigen in tiefere Luftschichten ist vergeblich, und die an Wahnsinn grenzende Idee, das Fallseil in seiner ganzen Länge von 120 Metern aus dem Nachen herabhängen zu lassen, damit es von einem vorüberfahrenden Schiffe erfaßt und festgehalten werde, muß wieder aufgegeben werden. Endlich, um 11¾ Uhr, kommt von Osten her ein großes Schiff in Sicht. Gott sei Dank, es löst einen Nothschuß; der Ballon ist bemerkt worden. Man sieht Signale an den Raen erscheinen; Kolier öffnet das untere Ventil des Ballons und letzterer sinkt pfeilschnell fast bis zum Meerespiegel herunter; aber umsonst; während der Zeit von fast drei Minuten, welche das Herabsteigen in Anspruch genommen hat, ist der Ballon soweit vorgerückt, daß ihn eine Entfernung von mehr als acht Kilometern von dem Schiffe trennt. Dumpfe Lethargie bemächtigt sich der Luftschiffer; sie müssen wieder hinauf in die eisigen Lüfte, sie opfern, da nur noch zwei Ballastfäcke übrig sind, einen Privatdepeschen-Sack von 60 Kilogramm Gewicht. Der Ballon steigt 3700 Meter hoch. Ein compacter Nebel legt sich um den Nachen; die Reisenden zittern vor Kälte; ihre Haare, Bärte und Augenbrauen gleichen Eisklumpen. Die armen Tauben flattern ängstlich im Käfig umher. Einer der Leidensgefährten gibt ihnen seine Decke. Hr. Kolier versucht das Ventil am unteren Ballonende, dem Appendix, vollständig zu schließen, weil das ausströmende Gas sich zu Krystallen verdickt und als feiner stehender Schnee zum Nachen herabfällt; es gelingt ihm zwar, aber das Gas steigt nun in rasender Schnelligkeit zu dem oberen Theile des Ballons hinauf und droht dessen Hülle zu zersprengen. Das Ventil unten muß mit tausend Mühen wieder geöffnet werden, die Eiskristalle des Gases dringen stehender und in immer dichteren Massen auf die

Verzweifeln ein. Einen Augenblick wollen diese den Ballon zersprengen und, mit dem letzten Seufzer nach der Heimath, nach Weib und Kind auf den Rippen, den unvermeidlichen Tod schneller herbeiführen, als es die Elemente zu wollen scheinen; allein es gelingt ihnen nicht, Feuer anzuzünden; sie sind gezwungen, sich wieder mit dem Ballon zu beschäftigen, der nun mit großer Schnelligkeit zur Meeresfläche hinabsinkt. Da plötzlich, in der Höhe von 30 Metern über dem Niveau des Meeres, bemerken sie den Gipfel einer Tanne, welcher durch den Nebel aus einer dichten Schneehülle hervortaut. Land, Land! Unmittelbar darauf stößt der Nachen in die Schneemassen; Kolier springt augenblicklich hinaus, der andere Passagier aber verwickelt sich in die Anferttau, und der Ballon, befreit von einem beträchtlichen Theile seines Gewichts, steigt wieder in die Höhe. Glücklicherweise vermag Kolier, der sich an das Fallseil anklammert, den Lauf des Ballons für Sekunden zu verzögern. Der zweite Reisende benutzt diese kostbaren Augenblicke, schwingt sich aus dem Nachen, und stürzt von 20—25 Meter Höhe hinunter in den Schnee, der den Stoß mildert. Gerettet! gerettet! Unsagbares spiegelte sich in dem Antlitz der Gefährten, die sich stumm die Hände drückten. Sie standen wieder auf befreundetem Boden, aber Ballon und Tauben schienen verloren zu sein.

Es war am Freitag, den 25. November, 2½ Uhr Nachmittags. Der Ort, wo die Reisenden landeten, liegt, wie später ermittelt wurde, in Norwegen unter 62 Grad n. B. und heißt die „Lid-Höhe.“ Allerdings war die fast unabwendbar scheinende Gefahr des Umkommens in den Meereswogen überstanden, aber die neue Lage der Reisenden schien nichts Tröstlicheres zu haben. Beraubt von allen Lebensmitteln, fast ohne wärmere Kleider, die der Ballon fortgeführt hatte, in eisigem Klima, auf unwirthlichen und schneebedeckten Bergen, wo jede Spur menschlichen Lebens erloschen zu sein schien, waren sie von Neuem Schrecken aller Art Preis gegeben. Sie versuchen von den steilen Höhen herunterzusteigen, hier über fast senkrechte Gletscherfelder, dort an Abgründen hinunter gleitend, stürzen sie bald in tiefe Gießpalten, bald sinken sie bis an die Brust in Schneelöcher hinein. Endlich, nach langen endlos scheinenden Mühen entdeckt Mr. Kolier die Spuren von Schlitten, welche nach Süden sich hinziehen; sie folgen den glückverheißenden Zeichen und gelangen, während bereits ihr Pariser Schuhwerk in Fetzen um die erstarrten und wunden Füße hängt, in eine halbverfallene Hütte, deren Eingang von Schneewänden fast völlig versperrt ist. Gerettet zum zweiten Male! Sie werfen sich auf den Boden der Hütte, die ihnen herrlicher als ein Palast dünkt, nieder, sie graben sich in die schützende Schneedecke ein und versinken der eine, Mr. Kolier, in unruhigen, von heftigen Fieberschauern gestörten Schlaf, der andere in traurige Lethargie; denn der letzte Rest der Kräfte war jetzt aufgezehrt. Weit und breit schien kein menschliches Wesen zu athmen.

Der dritte Tag nach der Abfahrt, der 26. November, brach an; ein Nordlicht beleuchtete mit intensivem Glanze die endlosen Schneegefilde; Fieberfrost und Hunger schütteln endlich die Schiffbrüchigen wach. Sie mußten sich aufraffen, das Leben forderte noch seine Rechte. In düsterem Schweigen beginnen sie eine zweite Wanderung. Da, es ist 11 Uhr, stoßen sie einen Freudenschrei aus; sie erblicken eine menschliche Wohnung, eine Strohhütte, sie stürzen hinein. Die Hütte ist bewohnt, die Besitzer aber sind nicht zu Hause. Welch eine Wonne, die Spuren menschlicher Thätigkeit wiederzusehen! Einige Feuerbrände liegen auf einem an die Gebräuche der Urzeit erinnernden Heerde; sie sind noch nicht ausgebrannt. Die Bewohner hatten das Haus also erst vor Kurzem verlassen. Große wollene Strümpfe hängen in einem Winkel, und o Glück, in einem Topfe befindet sich Milch, in einem anderen Kaffee. Was aber die Begierde der Hungrigen am meisten reizt, ist ein großes, mit gekochten und noch warmen Kartoffeln angefülltes Gefäß! Das sind Leckerbissen von Capua! Sie nehmen einige Kartoffeln zu sich; seit der Abfahrt von Paris hatten sie fast nichts genossen; der Eingriff in fremdes Eigenthum erscheint ihnen verzeihlich.

Nach Verlauf von einer halben Stunde kehren die Bewohner der Hütte zurück, zwei in Pelze gehüllte Bauern, deren Erstaunen beim Anblick der Fremdlinge, die auf russische Art, die Arme gen Himmel erhoben, grüßen, sich schwer beschreiben läßt. Die Worte: „partis de Paris en ballon“ verhallen unverständlich; die überströmenden Erzählungen von der Meerfahrt, von der Landung u. s. w. sind vergeblich. Tiefe Gutturallaute tönen den Franzosen ebenso unverständlich entgegen, als den Eingebornen das elegante Pariser Französisch. Endlich zeichnet Mr. Koller die Skizze eines Ballons auf ein Stück Papier, und glücklicher als Alexander Dumas, dem man, als er einst in einem Gasthose das Bild des Champignons zeichnete, einen aufgespannten Regenschirm brachte, werden sie verstanden. Das magische Wort „Paris“ und daneben das Ballonbild entlockte den braven Bauern den Ausruf: „Ja, Ballone, Paris“, und ihre anfängliche Bestürzung verwandelte sich bald in die eifrigste Thätigkeit, mit der sie sich bemühten, den hungernden und frierenden Gästen zu helfen. Das Wort „Christiania“, das die Letzteren auf einer Zündhölzchenbüchse erblicken, sagt ihnen endlich, daß sie in Norwegen gelandet sind. Nahrung, Wärme und Ruhe beleben bald wieder die Geister der Fremdlinge; mit aller erdenklichen Mimik machen sie ihren Wirthen begreiflich, daß sie nach Christiania geführt zu werden wünschen. Die braven Leute sind ohne Zaudern bereit, sie nach der, wie sich herausstellt, 100 Meilen weit entfernten Hauptstadt Norwegens zu geleiten, und es beginnt die dritte Wanderung der Luftschiffer, allerdings unter günstigeren Auspicien, als die früheren. Gastliche Norweger unterwegs versorgen sie bald mit allem

Nöthigen; ihre Fahrt nach Christiania, anfangs zu Schlitten bis Drammen, von da mit der Eisenbahn, ward zu einem wahren Triumphzuge;*) denn bald hatte von der ersten Stadt aus, die sie berührten, der Telegraph die seltsame Wahr überall hingemeldet.

Am 28. November 1870 trafen sie in Christiania ein, wo sie der französische Consul Mr. Hepp nach festlichem Empfange auf einem englischen Dampfer zur Fahrt über London nach St. Malo einschiffen ließ. Vierzehn Tage nach der Abfahrt von Paris kamen die Reisenden endlich glücklich am Ziele, in Tours, an. Auch der Depeschen-Sack und der Ballon mit den Brieftauben sind, wie die Gothenburger Zeitung vom 1. December gemeldet hat, aufgefunden und geborgen worden. G. L.

Kus Schwaben.

Als Herr von Mittnacht im Herbst vorigen Jahres Namens der württembergischen Staatsregierung in der Plenarversammlung des IX. deutschen Juristentages die bestimmte Erwartung aussprach, daß in ganz naher Zeit für das deutsche Reich auf dem durch die Verfassung vorgezeichneten Weg ein einheitliches Recht erstehen werde, war die Ueberzeugung allgemein verbreitet, daß unser Ministerium endlich allen Ernstes Frieden mit dem Reich geschlossen habe, und jetzt bemüht sei, den letzten Rest des Mißtrauens, zu welchem gewisse Antecedentien aus dem Zollparlament berechtigten, vollends zu zerstreuen. Schien es doch, als sei Herr von Mittnacht besonders bestrebt, sich den nordischen Gästen um jeden Preis in günstigem Lichte darzustellen.

In sonst unterrichteten Kreisen war man übrigens schon damals in der Auffassung seines Verhaltens nicht ganz einig. Die Einen behaupteten nämlich, es handle sich jetzt gerade um die Dotation, und um 350,000 Gulden — denn niedriger als auf 200000 Thaler glaubte man einen schwäbischen Minister nicht wohl taxiren zu können — durfte man schon ein freundliches Aeußere zeigen. Andere, welche besser informirt sein wollten, behaupteten, er habe das Geld bereits in der Tasche, sie wollten wissen daß Herr von Mittnacht die Gratulationen nur noch zum Schein von der Hand weise und der eine und der andere seiner Collegen konnte sich der Eifersucht auf den so über alles Verdienst reich gewordenen Mann nicht erwehren.

Sonderbarer Weise hört man seit dem Juristentag von der Dotation jenes Herrn nichts mehr: im Gegentheil man soll in Berlin neuerdings etwa folgendermaßen argumentirt haben. Die Dotationen sind eine Nationalbe-

*) Wir dürfen nicht vergessen, daß wir eine französische Quelle vor uns haben. D. R.